

# Sozialer Status und kultureller Geschmack

## Ein methodenkritischer Vergleich empirischer Überprüfungen der Omnivore-Univore-These

Katharina Kunißen, Debora Eicher und Gunnar Otte<sup>1</sup>

### 1 Einleitung

Mit dem Begriff der Omnivorizität („omnivorousness“) führte Richard A. Peterson in den frühen 1990er Jahren ein Konzept ein, das in der internationalen Kultursoziologie bis heute lebhaft diskutiert wird. Ursprünglich hatte er versucht, Bourdieus (1982) Annahme, hochkultureller Geschmack sei ein Ausdruck von Distinktion, über den sich statushohe Personen nach unten abgrenzen, anhand amerikanischer Survey-Daten zu überprüfen (Peterson 1992; Peterson/Simkus 1992). Im Ergebnis zeigte sich, dass statushohe Befragte zwar in der Tat mehr Gefallen an hochkulturellen Genres artikulierten, darüber hinaus jedoch ein starkes Interesse an populären Aktivitäten fanden. Dem gegenüber wiesen statusniedrige Personen eher Beschränkungen in ihrem geschmacklichen Repertoire auf. Dieser Befund veranlasste Peterson dazu, anstelle des bis dahin dominierenden Gegensatzes zwischen *Highbrow Snob* und *Lowbrow Slob* ein neues Paar komplementärer Begriffe einzuführen: *Omnivore* und *Univore*. Statusrelevant sei heute ein vielfältiges Interessenspektrum.

Ihre Relevanz bezieht die These daraus, dass Geschmacksfragen in Konsumgesellschaften nicht nur für die Identitätsbildung zentral sind (Schulze 1995), sondern dass die Symbolik öffentlich artikulierten Geschmacks das Interaktionsverhalten und die soziale Netzwerkbildung beeinflusst (Erickson 1996; Otte 2004: Kap. 9; Lewis et al. 2008). Im Zuge erhöhter sozialer und geografischer Mobilität sowie zunehmender globaler Vernetzung in Folge von Migration, Tourismus und internetbasierter Kommunikation wird ein breit anschlussfähiges Geschmacksrepertoire zu einer wichtigen Interaktionsressource, so Petersons These (Peterson/Kern 1996; Relish 1997; Johnston/Baumann 2007).

Wenngleich die Omnivore-Univore-These in den 25 Jahren seit ihrer Einführung stetig an Popularität gewonnen hat, bleibt ihr Wahrheitsgehalt umstritten. Dies ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass der Forschung sehr un-

---

1 Für hilfreiche Kommentare zu einer früheren Version unseres Beitrages danken wir Melanie Eulitz, Peter H. Hartmann, Maria Jakob und Jörg Rössel.

terschiedliche Konzeptionen, Operationalisierungen und Analysestrategien von Omnivorizität zugrunde liegen. Entsprechend uneinheitlich sind die Ergebnisse. Es mangelt jedoch an Studien, die die Folgen verschiedener theoretischer Perspektiven für die empirische Modellierung und Vergleichbarkeit der Ergebnisse aufzeigen.

Vor diesem Hintergrund hat unser Beitrag zwei Anliegen. Aufbauend auf einer gründlichen Sichtung der umfangreichen Forschungsliteratur systematisieren wir zum einen die zentralen theoretischen Konzeptionen und empirischen Testmöglichkeiten der These. Mit Daten des ALLBUS 2014 bilden wir die entsprechenden Forschungsstrategien nach und veranschaulichen, inwieweit unterschiedliche theoretische Herangehensweisen bei ihrer Übersetzung in empirische Operationalisierungen und Analysemethoden divergierende Ergebnisse produzieren. Das zweite Anliegen besteht darin, den spärlichen Stand der Forschung zur Übertragbarkeit der These auf Deutschland zu bereichern.

Unser Verständnis von Kultursoziologie konzipiert „Kultur“ als einen komplexen, mehrdimensionalen *Gegenstand*, den es theoretisch zu zergliedern und empirisch zu untersuchen gilt. Wir grenzen uns damit von Positionen ab, die Kultur nicht als Gegenstand behandeln, sondern die die Kultursoziologie als eine „allgemeine Betrachtungsweise des Sozialen“ ansehen (Moebius 2010, S. 8). Der Teilaspekt von „Kultur“, den wir in diesem Beitrag behandeln, besteht in Produkten künstlerisch-kreativen Schaffens, die öffentlich angeboten und von einem Massenpublikum wahrgenommen, bewertet („kultureller Geschmack“) und nachgefragt („Kulturkonsum“) werden. Wir folgen dabei dem strukturell-individualistischen Theorieprogramm (Greshoff 2009; Opp 2009) und verorten „Kultur“ auf zwei miteinander verbundenen Ebenen. Zunächst sind Geschmacks- und Verhaltensaspekte personengebundene Merkmale, die es auf der Individual- oder Mikroebene zu untersuchen gilt. Aggregiert werden daraus kollektive Muster auf der Struktur- oder Makroebene, die räumlichen Variationen und historischen Veränderungen unterliegen. In der Kulturkonsumforschung wird weiter angenommen, dass es auch innerhalb konkreter Gesellschaften interindividuelle Variationen in den kulturellen Präferenzen und Praktiken gibt, die sich u. a. durch Unterschiede in der Sozialisation, den persönlichen Netzwerken, Opportunitäten und Ressourcen erklären lassen (Otte 2008, 2012). Postuliert werden also systematische Zusammenhänge zwischen der Sozialstruktur und der Kultur einer Gesellschaft – so auch von Richard A. Peterson.

Unser Theorieverständnis orientiert sich an der analytischen Wissenschaftstheorie (Braun 2008): Unter einer „Theorie“ verstehen wir ein System aufeinander bezogener Aussagen, die zum Teil als Hypothesen empirisch geprüft werden können, zum Teil als schwer prüfbare Annahmen mitgeführt werden. Die Omnivore-Univore-These wird in der Literatur meist als „These“ bezeichnet, weil sie als Theorie relativ gering ausgearbeitet ist. Wir explizieren Petersons Argumentation daher in Form von empirisch testbaren Hypothesen (Abschnitt 2.1)

und systematisieren die verschiedenen Auslegungen des Omnivoren-Konzepts (Abschnitt 2.2). Da die Hypothesen allgemeine Aussagen zum Zusammenhang von sozialem Status und kulturellem Geschmack sind, verwenden wir eine hypothesentestende Methodologie und bevölkerungsrepräsentative Daten. Wie im Großteil der Forschung greifen wir auf Sekundärdaten und eine Messung kultureller Präferenzen zurück, die nicht gezielt auf die Überprüfung der Omnivore-Univore-These zugeschnitten wurde und optimiert werden sollte.

Nach einer Darstellung von Petersons These präsentieren wir eine Systematik der konzeptionellen und methodischen Strategien der internationalen Forschung und berichten die für Deutschland vorliegenden Erkenntnisse (Abschnitt 2). Die zentralen Forschungsstrategien werden in einen empirischen Test der Omnivore-Univore-These überführt (Abschnitt 3). Abschließend diskutieren wir Implikationen der Ergebnisse für die weitere Forschung (Abschnitt 4).

## 2 Stand der Forschung

Unsere Darstellung beruht auf einer umfangreichen Bestandsaufnahme der internationalen Omnivoren-Forschung von 1992 bis 2016. Für diesen Zeitraum haben wir rund 190 Publikationen identifiziert, datenbankgestützt kodiert und ausgewertet. Darunter sind etwa 71 % quantitative, 12 % qualitative, 6 % gemischtmethodische und 11 % theoretische Beiträge.<sup>2</sup> Nach einer kurzen Vorstellung von Petersons These (Abschnitt 2.1) beschränken wir uns hier auf die Präsentation von definitorisch-konzeptionellen Aspekten sowie Strategien der Operationalisierung in der quantitativen Forschung (Abschnitt 2.2). Danach gehen wir auf den Forschungsstand in Deutschland ein (Abschnitt 2.3).

### 2.1 Petersons These

In ihrer Ursprungsstudie hatten Peterson und Simkus (1992) das Ziel, Bourdieus Annahme einer exklusiven Hochkulturneigung statushoher Personen mit Daten des U. S. Survey of Public Participation in the Arts (SPPA) 1982 zu überprüfen. Über ein simultanes Ranking von Berufsgruppen und Musikgenrepräferenzen fanden sie statt der erwarteten Hierarchie von Highbrows (distinguierter Geschmack), Middlebrows (präventiöser Geschmack) und Lowbrows (vulgärer Geschmack) Anzeichen eines bis dato unbeobachteten Phänomens: Berufsgruppen mit hohem Status konsumierten zwar mehr klassische und Opernmusik,

---

2 Die detaillierte Auswertung ist noch nicht abgeschlossen und soll an anderer Stelle publiziert werden.

gaben aber gleichermaßen Präferenzen für populäre Genres an und nahmen an einer Vielzahl kultureller Aktivitäten teil.<sup>3</sup> Peterson und Simkus übersetzten diesen empirischen Befund in ein theoretisches Konzept, das oft als Gegenentwurf zu Bourdieus Homologie-Annahme dargestellt wird (vgl. Chan/Goldthorpe 2007a). Sie folgerten, dass elitärer Geschmack sich nicht mehr ausschließlich über hochkulturelle Genres ausdrückt, sondern über vielfältige Kulturformen, die populäre Genres einschließen. Prestigeträchtig sei es heute, über ein großes Repertoire kultureller Interessen und Erfahrungen zu verfügen. Die ausgeprägte Geschmacksbreite statushoher Personengruppen bezeichneten sie als Omnivorizität. Univoren befänden sich am anderen Ende der Statushierarchie und zeichneten sich durch einen einseitigen Geschmack aus (Peterson/Simkus 1992). Später untersuchte Peterson das Phänomen auch zeitvergleichend und beobachtete eine Zunahme omnivoren Geschmacks (Peterson/Kern 1996). Er machte dafür makrosoziale Entwicklungen wie die Bildungsexpansion, zunehmende soziale und geografische Mobilität, die Verfügbarkeit kultureller Vielfalt durch die Medienexpansion und einen Wertewandel in Richtung kultureller Toleranz verantwortlich (Peterson/Kern 1996; Peterson 2005).

Auch wenn Peterson sie selbst nicht derart ausformuliert, lassen sich aus seinen Arbeiten fünf zentrale Hypothesen rekonstruieren, welche einen theoretischen Bezugspunkt für die empirische Untersuchung der These darstellen:

*H1: Personengruppen mit hohem sozialem Status zeichnen sich durch omnivore Geschmacksmuster aus.*

*H2: Personengruppen mit niedrigem sozialem Status zeichnen sich durch univore Geschmacksmuster aus.*

*H3: Unter Personen mit hohem sozialem Status hat Omnivorizität a) im Zeitverlauf zugenommen und b) exklusive Geschmacksmuster ersetzt.*

*H4: Unter Personen mit niedrigem sozialem Status stellt Univorizität im Zeitverlauf ein stabiles Muster dar.*

*H5: Omnivorer Geschmack ist von Statusmotiven geleitet.*

---

3 Die Vorstellung einer Ordnung künstlerischer Genres oder Werke nach „Brow-Levels“ findet sich in der US-amerikanischen Soziologie (z. B. Gans 1974) genauso wie bei Bourdieu (1982). Ihr liegt die Annahme zugrunde, dass Werke unterschiedlich komplex und daher in ihrer Rezeption unterschiedlich voraussetzungsreich sind. So wird klassische Orchestermusik als „schwieriger“ („Highbrow“) erachtet als Musicals („Middlebrow“) und Country-Musik („Lowbrow“).

Unser Augenmerk liegt auf der Überprüfung der ersten beiden Hypothesen und der Abhängigkeit der Ergebnisse von unterschiedlichen theoretischen und empirischen Konzeptionen des Gegenstandes. Diese Hypothesen lassen sich relativ einfach mit aktuellen Querschnittsdaten überprüfen und stehen im Zentrum der internationalen Forschung. Die dritte und vierte Hypothese erfordern historische Forschungsansätze und Zeitreihendaten. Bei der fünften Hypothese handelt es sich um eine schwierig zu prüfende motivationale Grundannahme, die in der Tradition von Bourdieus Distinktionsannahme steht (Bourdieu 1982) und auch für andere US-amerikanische Kulturosoziologen wie Paul DiMaggio kennzeichnend ist (vgl. Otte 2016). Welche Bedingungen makrosozialen Wandels ausschlaggebend für den Wandel vom Hochkultur-Snob zum Omnivore sind, lässt Peterson offen. Wir verzichten daher auf eine entsprechende Hypothese, weisen aber darauf hin, dass erst die Spezifikation einer derartigen Brückenhypothese das Erklärungsmodell im Sinne des strukturell-individualistischen Forschungsprogramms vervollständigen würde.

## 2.2 Eine Systematisierung des internationalen Forschungsstandes

Im Anschluss an Petersons Arbeiten hat sich vor allem quantitative Forschung zur Omnivore-Univore-These vom US-amerikanischen Raum nach Europa und darüber hinaus verbreitet. Die Forschung ist sehr heterogen, nicht nur im Hinblick auf die Anwendungsgebiete<sup>4</sup>, sondern auch hinsichtlich des konzeptionellen Verständnisses und der Operationalisierung von Omnivorizität. Betrachtet man zunächst die Definitionen, so lassen sich drei analytische Grundsatzentscheidungen herausarbeiten, die das theoretische Verständnis des Gegenstandes maßgeblich prägen. Diese betreffen den Stellenwert des sozialen Status, die konkrete Verortung von Omnivorizität auf der intrapersonalen Ebene und das numerische Verständnis von Omnivorizität.

Einige Autoren (z. B. Chan/Goldthorpe 2007b) erklären einen hohen *sozialen Status* zum definitorischen Bestandteil von Omnivorizität, wobei der soziale Status in uneinheitlicher Weise über die Bildung, die Klassenposition, das Einkommen oder sozioökonomische Statusskalen bestimmt wird. Ein Omnivore muss demnach nicht nur einen breiten Geschmack, sondern auch eine gehobene Stellung in der Gesellschaft aufweisen. Andere Beiträge definieren ihn dagegen nicht statusbezogen (Berghman/van Eijck 2009) oder lassen die Möglich-

---

4 Diese reichen von Präferenzen für Musik (Savage/Gayo 2011) über Film (Rössel 2006) und bildende Kunst (Chan/Goldthorpe 2007b) bis hin zu Humor (Friedman/Kuipers 2013) und Alkoholkonsum (Järvinen/Ellergaard/Larsen 2014).

keit eines statusniedrigen Omnivoren zu (Peterson/Rossmann 2007). Aus unserer Sicht ist die zweite Variante klar vorzuziehen, denn nur so kann der soziale Status im Sinne von Hypothese H1 als Explanans von Omnivorizität behandelt und als unabhängige Variable modelliert werden (van Eijck 2001).

Die zweite Entscheidung betrifft die *intrapersonale Ebene*, auf der Omnivorizität angesiedelt wird. Während Peterson und viele andere (u.a. García Álvarez/Katz-Gerro/López Sintas 2007; Goldberg 2011) Omnivorizität auf Präferenzen – d.h. Einstellungen mit positiver Valenz – beziehen, untersucht Bryson (1996) das Ausmaß der Ablehnungen kultureller Genres und im Umkehrschluss die kulturelle Toleranz. Präferenz und Toleranz sind auf der Geschmacksebene angesiedelt. Andere Arbeiten setzen an der Verhaltensebene an. So untersuchen Chan und Goldthorpe (2007b) die Häufigkeit des Besuchs kultureller Veranstaltungen und Erickson (1996) rückt kulturelles Wissen als Ressource in sozialen Interaktionssituationen ins Zentrum seiner Überlegungen.

Der dritte Aspekt bezieht sich auf das *numerische Verständnis von Omnivorizität*. Während einige Autoren (Cheng/Wen 2011; Favaro/Frateschi 2007) Omnivoren über die schiere *Menge* kultureller Präferenzen definieren und Omnivorizität als Geschmacksbreite oder -volumen verstehen, betonen andere (van Eijck 2001; Bellavance 2008; Ollivier 2008) die Relevanz von *Grenzüberschreitungen*. Nach dem ersten Verständnis wird eine Person als Omnivore bezeichnet, wenn sie zum Beispiel angibt, *viele* Musikgenres zu mögen, wobei es keine Rolle spielt, *welche* Genres dies genau sind. Letzteres ist zentral für das zweite Verständnis, nach dem die Vielfalt des kulturellen Repertoires ausschlaggebend ist. Im Vordergrund steht hier nicht die Menge an Einzelgenres, sondern die Frage, wie viele *kulturelle Grenzen* innerhalb des Geschmacksrepertoires überschritten werden (Berghman/van Eijck 2009). Solche Grenzen können explorativ (z.B. über Hauptkomponentenanalysen) ermittelt oder anhand ästhetischer Attribute bzw. historischer Traditionslinien hergeleitet werden.<sup>5</sup> Gelegentlich wird dafür Schulzes (1995) Konzept der alltagsästhetischen Schemata hinzugezogen (van Eijck 2001; Eicher/Kunißen 2018). Schulze unterscheidet drei kulturelle Muster, das Hochkultur-, Trivial- und Spannungsschema. Je nach Alter und Bildungsgrad stehen die Menschen ihnen unterschiedlich nahe. Während in manchen Milieus nur ein alltagsästhetisches Schema dominiert (z.B. im Niveaumilieu das Hochkulturschema), sind für andere Milieus schemaübergreifende Vorlieben und damit kulturelle Grenzüberschreitungen charakteristisch (z.B. im Selbstverwirklichungsmilieu die Kombination von Hochkultur- und Spannungsschema). Ein idealtypischer Omnivore würde etwa Rockmusik, klas-

---

5 Für die USA leitet Ennis (1992) sieben grundlegende Strömungen populärer Musik anhand künstlerischer, ökonomischer und sozialer Kriterien her: Pop, Black Pop, Country Pop, Jazz, Folk, Gospel und Rock.

sische Musik und Volksmusik mögen und damit die Grenzen zwischen dem Spannungs-, Hochkultur- und Trivialschema überschreiten.

In quantitativen Studien wirken die drei theoriebasierten Entscheidungsschritte auf unterschiedliche Stadien des empirischen Forschungsprozesses. Ob gehobener sozialer Status als Bedingung für das Auftreten von Omnivorizität angenommen wird oder nicht, ist zu Beginn einer Untersuchung eher unerheblich und kommt erst bei der empirischen Analyse zum Tragen. Die intrapersonale Verortung (Präferenz, Toleranz, Wissen, Verhalten) ist vor allem für die Fragebogengestaltung bzw. für die Itemauswahl in Sekundäranalysen relevant. Das numerische Verständnis von Omnivorizität hat erhebliche Folgen für die Operationalisierung. Dies betrifft zum einen die bereits angesprochene Frage, ob ein Omnivore lediglich *viel* (Menge) oder aber *vielseitig* (Grenzüberschreitung) konsumiert. Zum anderen muss entschieden werden, ob von vornherein nur *eine einzelne Art* von Omnivorizität postuliert wird (summatives Verständnis: Personen sind mehr oder weniger omnivor) oder ob *mehrere omnivore bzw. univore Typen* denkbar sind (konfiguratives Verständnis: Personen können unterschiedlichen Arten von Omnivoren angehören). Die gängigen Operationalisierungsstrategien, die sich daraus ergeben und die wir nun näher erläutern, sind in Tabelle 1 zusammengefasst.

Tabelle 1: Systematisierung zentraler Operationalisierungsstrategien

	Definition: Menge	Definition: Grenzüberschreitung
Operationalisierung: summativ	<i>Strategie I</i> Einzelner Summenindex: Breite des kulturellen Repertoires	<i>Strategie II</i> Einzelner Summenindex: Vielfalt des kulturellen Repertoires
Operationalisierung: konfigurativ	<i>Strategie III</i> Mehrere Typen/Dimensionen: Breite des kulturellen Repertoires	<i>Strategie IV</i> Mehrere Typen/Dimensionen: Vielfalt des kulturellen Repertoires

Wenn man davon ausgeht, dass es nur eine Art von Omnivorizität gibt, die auf einer einzigen Skala erfasst werden kann (summatives Verständnis), dann lassen sich kulturelle Präferenzen (Purhonen/Gronow/Rahkonen 2010), Ablehnungen (Bryson 1996), Praktiken (Warde/Martens/Olsen 1999) oder Wissensbereiche (Erickson 1996) in *Summenindizes* auszählen (erste Zeile in Tabelle 1). Eine solche Messung resultiert in einer einzelnen Variablen, die das Ausmaß der Omnivorizität eines Individuums angibt. Folgt man dabei einer *Mengen- definition* (z.B. Warde/Wright/Gayo-Cal 2007), ergibt sich Omnivorizität zum Beispiel aus der Auszählung der Musikgenres, die ein Befragter gern hört (Strategie I). Ermittelt wird hier die *Breite* des kulturellen Repertoires. Werden etwa die Präferenzen für zehn verschiedene Musikgenres erfragt, so kann das Ergebnis eine Variable mit den Ausprägungen von 0 bis 10 sein, wobei 10 eine maxi-

mal omnivore Person kennzeichnet. Bei einer *grenzüberschreitenden* Definition stellt hingegen die Anzahl der Grenzüberschreitungen im kulturellen Geschmack das Ausmaß der Omnivorizität dar (Strategie II). Dies kann sich in einer Variablen ausdrücken, die den Wert 1 annimmt, wenn ein Befragter etwa ausschließlich klassische Musik und Oper hört und damit – im Sinne Schulzes (1995) – allein dem Hochkulturschema zuneigt; die den Wert 2 annimmt, wenn ein Befragter zum Beispiel klassische Musik ebenso wie Rockmusik schätzt und somit die Grenze zwischen dem Hochkultur- und Spannungsschema überschreitet; und die den Wert 3 aufweist, wenn ein Befragter Vorlieben für Genres aller drei ästhetischen Schemata artikuliert. Wir sprechen hier von der *Vielfalt* des kulturellen Repertoires, da primär die ästhetische Unterschiedlichkeit und nicht allein die Anzahl der Genres im Blickpunkt steht. Ein Beispiel für die Identifikation derartiger Grenzen mit Hilfe explorativer Faktorenanalysen findet sich bei Elchardus und Siongers (2007).

Der zweite Zugang bei der Operationalisierung besteht in der Ermittlung verschiedener *Konfigurationen* kultureller Repertoires. Dies kann in Form von Typologien oder Dimensionen geschehen (zweite Zeile in Tabelle 1). Nur wenige Arbeiten nehmen dabei eine theoriegeleitete Konstruktion verschiedener Typen vor, die sich aus Genrekombinationen ergeben (z. B. Emmison 2003). Meist wird es einem explorativen statistischen Verfahren überlassen, latente Typen oder Dimensionen zu identifizieren. Unter den *dimensionalen* Verfahren finden sich neben Faktorenanalysen (van Eijck 2001) vor allem multiple Korrespondenzanalysen (MCA) (Coulangeon 2013), einer gängigen Methode zur Beschreibung kultureller Polaritäten. Zur Analyse omnivorer Geschmacksmuster eignet sich die MCA jedoch nur bedingt, da sie lediglich Aussagen über die Nähe und Distanz kultureller Präferenzen in einem mehrdimensionalen Raum erlaubt, nicht aber über die Omnivorizität auf der Individualebene.<sup>6</sup> Im Gegensatz dazu klassifizieren *typenbildende* Verfahren wie die latente Klassenanalyse oder die Clusteranalyse nicht Merkmale, sondern fassen Personen auf der Basis ihrer Präferenzprofile in Gruppen zusammen. Daraus resultiert nicht zwangsläufig ein einzelner Omnivore, sondern es kommen unterschiedliche Typen wie etwa Lowbrow- (Emmison 2003) oder Middlebrow-Omnivoren (Coulangeon/Lemel 2010) genauso wie verschiedene Univoren vor. Erneut gibt es Forschungsbeispiele für beide Definitionsarten, wobei meist erst bei der Typeninterpretation sichtbar wird, welcher Definition gefolgt wird. Eine *Mengendefinition* liegt zugrunde, wenn die Interpretation sich allein auf die Breite des kulturellen Repertoires in den Typen beschränkt (Strategie III). Im Gegensatz zur summativen Opera-

---

6 Omnivorizität könnte jedoch vorgängig in summativer Weise operationalisiert und dann zusammen mit anderen Variablen im korrespondenzanalytisch konstruierten Raum abgebildet werden.



tionalisierung finden sich dabei neben Omnivoren und Univoren oft weitere Abstufungen. Hierzu gehören Typen wie „Paucivoren“, deren Geschmack breit, aber nicht allumfassend ist, ebenso wie „Inaktive“, die keine Präferenzen äußern (Chan/Goldthorpe 2007b). Eine *grenzüberschreitende Definition* berücksichtigt hingegen die spezifischen Präferenzkombinationen der Typen (Strategie IV), indem bei der Interpretation etwa Moderne, Vielseitige, Klassische und Abstinente unterschieden werden (Berghman/van Eijck 2009). Nach dieser Logik können diejenigen Milieus bei Schulze (1995), die ästhetische Schemagrenzen überschreiten, als omnivor betrachtet werden (so bspw. bei Eicher/Kunißen 2018).

In der Forschung wird die jeweils gewählte Forschungsstrategie kaum vor dem Hintergrund möglicher Alternativen begründet. Noch seltener wird empirisch demonstriert, ob unterschiedliche Definitions- und Operationalisierungsansätze die postulierten Zusammenhänge beeinflussen. Etwaige Methodenvergleiche konzentrieren sich auf die intrapersonale Verortung von Omnivorizität und diskutieren etwa, ob eine Konzeptualisierung als Präferenz oder Toleranz sinnvoller ist (Robette/Roueff 2014). Trotz der Uneinheitlichkeit der Forschungsstrategien bestätigt die große Mehrheit der Studien die von Peterson in H1 und H2 postulierte Einflussrichtung: Je höher der soziale Status, umso ausgeprägter die Omnivorizität (u. a. Chan/Goldthorpe 2007a; Coulangeon 2015). Den Ergebnissen liegen unterschiedliche Operationalisierungen von Status zugrunde. Der am häufigsten verwendete Indikator ist die Bildung, die nach unserer Studiauswertung zudem die robustesten Ergebnisse liefert (u. a. Bryson 1996). Weniger eindeutig belegt – aber auch selten untersucht – wurden die in H3 behauptete historische Zunahme omnivoren Geschmacks in hohen Statusgruppen und die in H4 angenommene Zeitpersistenz der Univorizität in niedrigen Statusgruppen (Jæger/Katz-Gerro 2010; Rossman/Peterson 2015). Auch die Frage der motivationalen Basis von Omnivorizität (H5) ist ungeklärt.

### 2.3 Der Forschungsstand in Deutschland

Für Deutschland liegt nur wenig Forschung zur Omnivore-Univore-These vor. Wir fassen im Folgenden die Resultate fünf quantitativer Studien zusammen und gehen besonders auf die darin enthaltenen Vergleiche konzeptioneller Strategien ein. Als erster versuchte Neuhoff (2001), Petersons Befunde anhand einer Berliner Konzertbesucherstudie zu replizieren. Er misst Omnivorizität, indem er die Summe der Präferenzen für populäre Musikstile zwischen hochkulturraffinen („Highbrows“) und anderen Personen vergleicht.<sup>7</sup> Anders als beim

---

7 In unserer Systematik handelt es sich um eine summative Operationalisierung, bei der eine Grenzüberschreitung durch die Konstruktion der Highbrow-Gruppe konzeptuell

vergleichbaren Vorgehen von Peterson und Kern (1996) weisen die Highbrows eine *geringere* Präferenzbreite auf als die „Anderen“. Unter Zugrundelegung der Summe der Ablehnungen ist zudem ihre kulturelle Toleranz geringer. Regressionsanalytisch findet er – in der Gruppe der Highbrows – einen *negativen* Effekt des sozialen Status auf die Anzahl populärer Musikvorlieben. Angesichts dessen hält er die Omnivore-Univore-These nicht für Deutschland gültig. Diese Folgerung ist jedoch allein schon wegen der selektiven Stichprobe voreilig. Es fehlt zudem ein Test des Einflusses des sozialen Status in der Gesamtstichprobe.

Die Studie von Rössel (2006) basiert auf einer Befragung von Kinopublika in Leipzig. Rössel grenzt analog zu Neuhoff (2001) Hochkulturorientierte anhand des Musikgeschmacks von den übrigen Befragten ab. Omnivorizität wird mengenmäßig definiert und summativ operationalisiert (Strategie I) und auf fünf Ebenen gemessen: als Breite der Filmgenresvorlieben (Präferenz), Filmgenreablehnungen (Toleranz), Filmgenrekenntnisse (Wissen), Filmkenntnisse (Wissen) und Filmbesuche (Verhalten). Mittelwertvergleiche zeigen, dass Highbrows mehr Filmgenres mögen und weniger Genres ablehnen, mehr Filmgenres und Filme kennen und mehr Filme besuchen als die übrigen Befragten. Anders als bei Neuhoff bestätigt dies die Ergebnisse von Peterson und Kern (1996). In multiplen Regressionsanalysen mit den fünf Filmvariablen als abhängigen Variablen zeigt sich jedoch, dass das Bildungsniveau (als Statusindikator) je nach Messung der Omnivorizität unterschiedliche Einflüsse aufweist. So nimmt die Anzahl der Filmgenresvorlieben mit höherer Bildung ab, die Anzahl der Filmkenntnisse und Filmbesuche zu; für die anderen beiden Messungen ergibt sich ein Nulleffekt. Das Verständnis von Omnivorizität entscheidet also über die Annahme oder Ablehnung von H1 bzw. H2. Auch hier stellt sich die Frage der Generalisierbarkeit.

Weitere Studien basieren auf deutschlandweit repräsentativ erhobenen Daten. Gebesmair (2004) stellt anhand von Freizeit-, Fernseh- und Musikinteressen im ALLBUS 1998 summative Operationalisierungen der Präferenzbreite und -vielfalt gegenüber. Grenzüberschreitungen werden über die Anzahl der Kombinationen hochkultureller und populärer Aktivitäten in Paarvergleichen gemessen. Während sich für die Mengendefinition (Strategie I) keine Mittelwertunterschiede zwischen der Oberschicht und den restlichen Befragten finden, weist die Grenzüberschreitungsdefinition (Strategie II) die Angehörigen der Oberschicht als omnivorer aus, insbesondere in der Altersgruppe der 18- bis 39-Jährigen.<sup>8</sup> Anhand der bundesweiten Erhebung „Outfit 4“ (1997), in der der

---

festgelegt, die Omnivorizität für alle *populären* Musikgenres aber rein mengenmäßig erfasst wird (Mischform aus Strategie I und II).

8 Dadurch, dass fünf Hochkultur- und zehn Populärkulturitems kombiniert werden, haben hochkulturraffine Befragte jedoch rein wahrscheinlichkeitstheoretisch größere Grenzüber-

Musikgeschmack mit 24 Genres detailliert erfasst wurde, kommt Otte (2008) sowohl für die Präferenz- als auch die Toleranzbreite (Strategie I) zu dem Ergebnis, dass Personen auf Abiturniveau omnivorer sind als solche mit geringerer Bildung. Der Gruppenunterschied ist substantiell jedoch gering.

In einer methodenvergleichend umfangreichen, unveröffentlichten Arbeit stellt Duschinger (2006) für mehrere Datensätze (Wohlfahrtssurvey 1993, ALLBUS 1998, Outfit 1997, Lebensstile in Mannheim 1999) vier Messungen gegenüber: Präferenz- und Toleranzbreite (Strategie I) sowie Präferenz- und Toleranzvielfalt (Strategie II). Für die Vielfaltsindizes wurden Metagenres nach einer Mischung aus faktorenanalytischen und historisch-ästhetischen Erwägungen gebildet; dies war jedoch nur in zwei der Datensätze möglich. Fasst man die Ergebnisse zusammen, so sind die Bildungsgruppenunterschiede für die *Präferenzbreite* nahezu Null, während sich Hypothesen H1 und H2 für die *Toleranzbreite* bestätigen. Akademiker schließen demnach 7–8 Prozentpunkte weniger der abgefragten Genres aus als Hauptschulabsolventen. Interessant ist, dass die Bildungseffekte stärker werden, wenn Metagenres zugrunde gelegt und die grenzüberschreitende *Präferenz- bzw. Toleranzvielfalt* gemessen wird. Dies bestätigt die Befunde von Gebesmair (2004) und spricht dafür, den Verlauf kultureller Grenzen bei der Operationalisierung zu berücksichtigen.

Zusammengefasst finden sich in Deutschland zwar Studien, die einzelne Operationalisierungsstrategien gegenüberstellen und zu teilweise unterschiedlichen Ergebnissen für H1 und H2 kommen. Doch wird nie das gesamte Spektrum der Herangehensweisen I bis IV abgedeckt. Vergleiche zwischen den Studien sind aufgrund der verschiedenen Gegenstände (Musik, Film, Freizeitverhalten) und Datenbasen nur eingeschränkt möglich.

### 3 Empirischer Vergleich verschiedener Operationalisierungen von Omnivorizität

Um die Folgen verschiedener konzeptioneller Zugänge für die Ergebnisse empirischer Untersuchungen zu illustrieren, haben wir die wichtigsten in Tabelle 1 dargestellten Operationalisierungsstrategien anhand einer einheitlichen Datenbasis am Beispiel Musik nachgebildet. Wir nutzen dazu die recht umfangreiche Itembattery zum Musikgeschmack, die in der Allgemeinen Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften (ALLBUS) 2014 enthalten ist. Befragt wurden 3 471 zufällig ausgewählte Personen der Erwachsenenbevölkerung Deutsch-

---

schreitungschancen als populärkulturaffine. Ein Teil des Schichteffektes ist daher vermutlich methodisch bedingt.

lands.<sup>9</sup> Neben der Identifikation omnivorer Geschmacksmuster steht die Überprüfung ihrer sozialstrukturellen Verortung im Sinne der Hypothesen H1 und H2 im Vordergrund.

Der Musikgeschmack wurde über zwölf Musikgenres abgefragt, zu denen die Befragten ihre Präferenz auf einer fünfstufigen Skala angeben konnten.<sup>10</sup> Um die Auszählung und Interpretation zu erleichtern, werden die Items in Dummy-Variablen umgewandelt.<sup>11</sup> Als Indikator für den sozialen Status wird die Bildung der Befragten in Schul- und Hochschuljahren hinzugezogen, da ihr in einer Reihe von Studien zum omnivoren Geschmack als einziger (z. B. Rössel 2006), starker (z. B. Chan/Goldthorpe 2007a) oder einflussstärkster Statusindikator (z. B. Bryson 1996) besondere Bedeutung zukommt. Zudem werden das Alter und das Geschlecht als Einflussvariablen berücksichtigt. Beide weisen deutliche Korrelationen mit Musikgenrepräferenzen auf (vgl. Otte 2008). Das Alter wird auch deshalb kontrolliert, weil jüngere Befragte aufgrund der Bildungsexpansion über eine höhere Bildung verfügen.

Tabelle 2: Empirische Umsetzung der Operationalisierungsstrategien

	Definition: Menge	Definition: Grenzüberschreitung
Operationalisierung: summativ	<i>Strategie I</i> Summenindex: Auszählung der Anzahl... a) präferierter Genres [0;12] b) abgelehnter Genres [0;12]	<i>Strategie II</i> Summenindex: Auszählung der Zugehörigkeit zu... a) Hauptkomponenten [0;3] b) historisch-ästhetischen Musik- kulturen [0;7]
Operationalisierung: konfigurativ	<i>Strategie III</i> Latente Klassenanalyse: Interpretation der Typen über die Menge präferierter Genres	<i>Strategie IV</i> Latente Klassenanalyse: Interpretation der Typen über die Kombination ästhetischer Schemata

9 Es handelt sich um eine zweistufige, disproportional geschichtete Zufallsauswahl in West- und Ostdeutschland aus allen in Privathaushalten lebenden Personen im Alter ab 18 Jahren (GESIS 2015). Der Datensatz enthält auch Informationen zu Fernsehpräferenzen und zum Freizeitverhalten. Das Spektrum der Fernsehpräferenzen wurde für unsere Zwecke jedoch nicht detailliert genug erhoben. Eher schon könnte die Untersuchung um das Freizeitverhalten erweitert werden, zur besseren Vergleichbarkeit beschränken wir uns auf die international besonders stark beforschte Domäne des Musikgeschmacks.

10 Erhoben wurde die Konsumpräferenz (*Bitte sagen Sie [...], wie gerne Sie diese Musik hören*) für zwölf Musikgenres: Deutsche Volksmusik; Volksmusik anderer Kulturen; deutsche Schlager; Pop-Musik und aktuelle Charts; Rock-Musik; Heavy Metal; elektronische Musik (wie House, Techno und Electro); Hip Hop, Soul und Reggae; Klassische Musik; Oper; Musical; Jazz. Die Antwortmöglichkeiten erfassen, ob ein Befragter ein Genre „sehr gern“, „gern“, „weder gern noch ungern“, „ungern“ oder „sehr ungern“ hört.

11 Die Präferenzbekundungen „sehr gern“ und „gern“ werden zusammengefasst und den verbleibenden Ausprägungen gegenübergestellt.

Die empirische Umsetzung der Operationalisierungsstrategien ist Tabelle 2 zu entnehmen. Wir wenden uns zunächst den summativen Ansätzen (Strategien I und II) und den dabei erzielten Ergebnissen zu, danach den konfigurativen Ansätzen (Strategien III und IV).

### 3.1 Summative Strategien

Das erste Vorgehen (Strategie I) besteht in der summativen Erfassung eines *Mengenverständnisses* von Omnivorizität. Dabei unterscheiden wir zwei Varianten. Zum einen wird eine Variable gebildet, die die Anzahl an Präferenzbeurteilungen misst (Strategie Ia). Am unteren Ende der Skala finden sich Befragte, die kein einziges Musikgenre mindestens „gern“ konsumieren, am oberen solche, die alle zwölf Genres „gern“ oder „sehr gern“ hören. Letzteres trifft auf 0,3 Prozent der Befragten zu. Ebenfalls gering ist der Anteil an Univoren (3,6%), d. h. Personen, die genau ein Genre „gern“ oder „sehr gern“ hören. Im Durchschnitt geben die Befragten eine Präferenz für knapp fünf der zwölf Genres an. Weniger als 20 Prozent hören zumindest die Hälfte der erfassten Musikstile. Zum anderen wird in Anlehnung an Bryson (1996) eine Variable gebildet, die die Anzahl an Ablehnungen und damit indirekt die kulturelle Toleranz misst (Strategie Ib). Hier finden sich am unteren Ende der Skala Befragte, die kein Musikgenre ablehnen, d. h. kein Genre „ungern“ oder „sehr ungern“ hören. Am oberen Ende sind Befragte, die alle Genres ablehnen. Diese maximale Intoleranz ist bei 0,2 Prozent der Befragten anzutreffen.

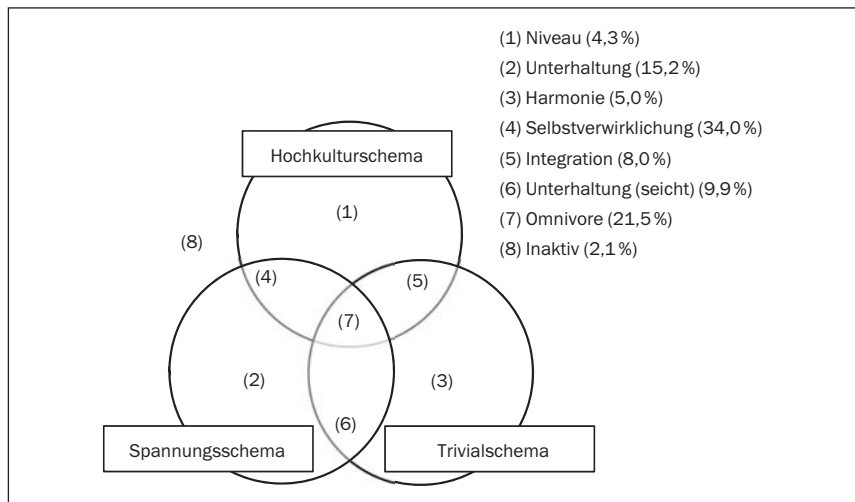
Im Gegensatz dazu wird bei der summativen Erfassung von *Grenzüberschreitungen* nicht die Anzahl präferierter oder abgelehnter Genres gezählt, sondern die Anzahl übergeordneter Dimensionen oder Metagenres, aus denen jemand Musik konsumiert. In den wenigen bisherigen Anwendungen werden kulturelle Grenzen meist explorativ ermittelt, etwa per Hauptkomponentenanalyse (Elchardus/Siongers 2007). In unserer Analyse werden mit diesem Verfahren drei Dimensionen aufgedeckt, die den von Schulze (1995) ermittelten alltagsästhetischen Schemata ähneln.<sup>12</sup> Die erste Dimension erfasst populäre, spannungsgeladene Genres (u. a. Pop, Hip Hop), die zweite hochkulturelle (u. a. Klassik, Oper) und die dritte triviale (Schlager, Volksmusik). Die Omnivorizität messen wir als Anzahl der Dimensionen, aus denen ein Befragter mindestens ein Musikgenre mag (Strategie IIa). Personen, die alle Dimensionen ablehnen, stehen am unteren Ende der Skala, und solche, die allen ästhetischen Schemata nahe stehen, am oberen Ende. Zu letzterer Gruppe zählen mehr als 20 Prozent der Befragten.

---

12 Die Hauptkomponentenanalyse wurde auf Basis der fünfstufig skalierten Items durchgeführt.

Da das summative Verständnis nur die Anzahl der Dimensionen im Präferenzrepertoire berücksichtigt, geht aus dieser Variable lediglich hervor, *wie viele* Dimensionen kombiniert werden, nicht *welche*. Auch diese Information ist jedoch interessant. Abbildung 1 zeigt die Verteilung der Befragten auf die ästhetischen Muster. Alle denkbaren Geschmackskombinationen sind empirisch vertreten.<sup>13</sup> Das Problem der summativen Auszählung von Grenzüberschreitungen besteht darin, dass sich zum Beispiel auf der vierstufigen Skala in der Ausprägung „1“ Univoren aus Hoch-, Spannungs- und Trivialkultur versammeln; eine Differenzierung univorer Typen bleibt aus. Problematisch ist dies dann, wenn es eine – wenngleich kleine – Gruppe gibt, die als Hochkultur-Univore zu interpretieren ist (Typus 1). Für diese Personengruppe im Sinne von Hypothese H2 eine negative Korrelation mit dem sozialen Status zu postulieren, ist fragwürdig. Da diese Gruppe bei der Skalenkonstruktion mit statusniedrigen Univoren vermengt wird, reduziert sich die Gesamtkorrelation zwischen Univorizität und sozialem Status. Die in Strategie IIa fehlende Differenzierung verschiedenartiger Omnivoren und Univoren ist dagegen in konfigurativen Ansätzen vorgesehen, auf die wir in Abschnitt 3.2 eingehen.

Abbildung 1: Empirische Verteilung der Geschmackskombinationen in Strategie IIa



Anmerkung: Benennung z. T. nach Schulze (1995), Darstellung in Anlehnung an Hartmann (1999, S. 117).

13 Hierzu zählen die von Schulze beschriebenen Muster (1) bis (5) wie auch drei weitere Muster, bei denen Personen Musik aus dem Trivial- und Spannungsschema (6) oder aus allen drei Schemata (7) konsumieren oder aber alle Genres ablehnen (8).

Eine weitere Strategie der summativen Erfassung von Grenzüberschreitungen, bei der die Grenzen von Metagenres anhand ästhetischer Merkmale oder historischer Traditionen begründet werden, hat in der Literatur bislang kaum Beachtung gefunden (Strategie IIb). Auch eine solche Operationalisierung haben wir berücksichtigt und die Items in sieben Metagenres gruppiert.<sup>14</sup> Die Omnivorizität wird wie zuvor über die Anzahl an Metagenres erfasst, aus denen ein Befragter konsumiert. Durch die feinere Aufgliederung gelten nun lediglich knapp zwei Prozent der Befragten als völlig omnivor.

Welche Auswirkungen hat nun die Art der Operationalisierung auf den empirischen Zusammenhang von Bildung als Indikator des sozialen Status und Omnivorizität? Tabelle 3 zeigt die Ergebnisse bi- und multivariater linearer Regressionen der Omnivorizität auf die Bildung. Die Gegenüberstellung der vier Varianten verdeutlicht vier Punkte. Erstens steigt mit dem Bildungsniveau in allen Fällen das Ausmaß der Omnivorizität, wenngleich der bivariate Effekt in Strategie IIa insignifikant ist.<sup>15</sup> Grundsätzlich bestätigt dies die in H1 und H2 postulierte Einflussrichtung des sozialen Status. Zweitens variiert die Einflussstärke aber je nach Operationalisierung erheblich. Dabei schneidet Brysons (1996) summative Messung über Ablehnungen (Ib) am besten ab: Bivariat lassen sich 6,3% der Varianz in der Omnivorizität über die Bildung binden. Die Neigung zur symbolischen Exklusion von Musikgenres – oder positiv ausgedrückt: zur kulturellen Toleranz – ist also besonders gut erklärbar. Deutlich geringer ist die Erklärungskraft für die summative Messung der Präferenzbreite (Ia) und der grenzüberschreitenden Präferenzvielfalt (IIa und IIb). Im Vergleich der beiden letzteren Varianten erweist sich die Reduktion des Genrespektrums auf die drei ästhetischen Schemata nach Schulze (1995) als sehr grobkörnig (IIa). Dies mag am oben diskutierten Problem liegen, dass die Anordnung einer geringen Anzahl möglicher Grenzüberschreitungen inhaltlich sehr unterschiedliche Präferenzen gleichrangig behandelt. Besser eignet sich die Konstruktion einer mittleren Zahl von Metagenres nach historisch-ästhetischen Kriterien (IIb). Grenzüberschreitende Omnivorizität dieses Zuschnitts ist stärker bildungsabhängig als rein mengenmäßige Omnivorizität (Ia). Dieses Resultat bestätigt die Befunde von Gebesmair (2004) und Duschinger (2006).

---

14 Von (1) europäischer Kunstmusik (Oper, Klassik) werden (2) Musicals als „Middlebrow“-Genre abgegrenzt. Im volkstümlichen Bereich werden (3) deutsche Schlager und Volksmusik und (4) fremde Traditionen unterschieden. (5) Jazz wird als eigenständige Musikrichtung beibehalten, während (6) Pop und Rock dem Mainstream populärer Musik zugerechnet werden. Zweifellos streitbar ist die Bündelung der durchaus eigenständigen ästhetischen Kulturen (7) elektronischer Musik, Hip Hop und Metal zu neueren jugendkulturellen Formen.

15 Der negative Bildungskoeffizient in Strategie Ib bezieht sich auf die Intoleranz: Je höher die Bildung, desto weniger Genres werden abgelehnt.

Tabelle 3: Bildungseffekte auf die Omnivorizität in bi- und multivariaten linearen Regressionen

Operationalisierung	Bildungseffekt bivariat	Bildungseffekt; Alter/Geschlecht kontrolliert	R <sup>2</sup> bivariat	R <sup>2</sup> multivariat
Summenindex Ia: Präferenz [0;12]	0,065***	0,065***	0,014	0,028
Summenindex Ib: Ablehnung [0;12]	-0,162***	-0,150***	0,063	0,072
Summenindex IIa: Grenzüberschreitung nach alltagsästhetischen Schemata [0;3]	0,006	0,007*	0,001	0,021
Summenindex IIb: Grenzüberschreitung nach historisch-ästhetischen Schemata [0;7]	0,058***	0,059***	0,022	0,047

Datenbasis: ALLBUS 2014; n = 3 338. Dargestellt sind b-Koeffizienten; Signifikanzniveaus:  
 \*\*\* p < 0,001; \*\* p < 0,01; \* p < 0,05.

Drittens lässt sich festhalten, dass die Bildungseffekte weitgehend stabil bleiben, wenn das Lebensalter und die Geschlechterzugehörigkeit konstant gehalten werden. Lediglich in Variante Ib verringert sich der b-Koeffizient ein wenig.<sup>16</sup> Viertens ist zu konstatieren, dass die Bildungseffekte zwar größtenteils statistisch signifikant, substantiell aber nicht überaus stark sind. Vergleicht man – bei Zugrundelegung der erklärungskräftigsten Messung (Ib) – eine Person auf dem Hauptschulniveau (9 Bildungsjahre) und eine Person mit Universitätsdiplom (18 Bildungsjahre), so toleriert letztere 1,5 *mehr* Genres (auf der Skala der 12 Genres). Diese moderate Differenz gemahnt dazu, Omni- und Univorizität nicht wörtlich zu nehmen: Weder sind Akademiker „Alles-Fresser“ noch sind Pflichtschulabsolventen in ihrem Geschmack „einseitig“ orientiert.

### 3.2 Konfigurative Strategien

Die methodische Umsetzung der konfigurativen Operationalisierungen ist in der Regel unabhängig davon, ob die Definition auf die Präferenzbreite oder -vielfalt abzielt. Die Typen- oder Dimensionsbildung erfolgt meist induktiv und der definitorische Zugang wird erst in der Interpretation der Ergebnisse sichtbar. Um dies zu demonstrieren, führen wir eine latente Klassenanalyse (LCA) durch. Dieses typologische Verfahren ist in der Omnivoren-Forschung verbreitet und,

16 Am Anstieg der Erklärungskraft des multivariaten Gesamtmodells (R<sup>2</sup>) ist gleichwohl erkennbar, dass das Alter und das Geschlecht eigenständige Erklärungsbeiträge liefern, die wir hier nicht näher diskutieren.



wie oben erläutert, der dimensionalen Methode der MCA vorzuziehen. Die LCA ist ein probabilistisches Klassifizierungsverfahren, bei dem auf Basis der individuellen Antwortprofile verschiedene Gruppen geschätzt werden, in denen Merkmale (Musikpräferenzen) mit unterschiedlich hoher Wahrscheinlichkeit auftreten.<sup>17</sup> Die angemessene Anzahl an Klassen wird anhand verschiedener Gütekriterien bestimmt, etwa den Informationskriterien nach Bayes oder Akaike. Wir haben Modelle mit zwei bis acht Klassen gerechnet. Modelle mit acht und mehr Klassen bieten keine signifikante Modellverbesserung, doch ist nach den gängigen Maßzahlen nicht eindeutig zu entscheiden, ob eine Lösung mit sechs oder sieben Klassen zu bevorzugen ist. Da die 7-Klassen-Lösung keine inhaltliche Erweiterung, sondern nur eine nuancierte Aufteilung eines Populärmusik konsumierenden Univoren bietet, präsentieren wir das 6-Klassen-Modell.

Die 6-Klassen-Lösung mit den relativen Klassengrößen und den konditionalen Wahrscheinlichkeiten der Genrepräferenzen in den latenten Klassen ist Tabelle 4 zu entnehmen. Die inhaltliche Interpretation der latenten Klassen basiert auf den konditionalen Wahrscheinlichkeiten, welche in den einzelnen Zellen dargestellt sind. So mag z. B. ein Befragter in der ersten Klasse mit einer Wahrscheinlichkeit von 58% deutsche Volksmusik. Zielt die Interpretation auf die *Geschmacksbreite*, so liegt das Augenmerk auf der Menge präferierter Stile pro Gruppe (Strategie III). Hier zeigt sich eine Klasse (Nr. 5), in der die Mehrheit der Genres mit einer mehr als 50-prozentigen Wahrscheinlichkeit konsumiert wird. Für diese Klasse scheint die Bezeichnung „Omnivore“ gerechtfertigt, auch wenn Genres wie Metal und elektronische Musik nur bei einer Minderheit Anklang finden. Mit einer Klassengröße von 10% handelt es sich um die kleinste der sechs Gruppen. Darüber hinaus finden sich drei Klassen (Nr. 1, 4 und 6), in denen mehr als zwei Genres gemocht werden. Chan und Goldthorpe (2007b) folgend, bezeichnen wir Angehörige dieser Klassen als Paucivoren. Schließlich gibt es zwei univore Typen (Nr. 2 und 3), in denen nur zwei Genres mit hoher Wahrscheinlichkeit präferiert werden.

Zielt die Interpretation auf die *Geschmacksvielfalt*, so stehen spezifische Kombinationen ästhetischer Präferenzen und die Anzahl der dabei vollzogenen Grenzüberschreitungen im Fokus (Strategie IV). Bei der Interpretation und Benennung der Klassen orientieren wir uns an Schulzes (1995) Milieutypologie, da die in Strategie IIa faktorenanalytisch ermittelten Dimensionen stark an seine alltagsästhetischen Schemata erinnern. Vor diesem Hintergrund entpuppen sich die drei Paucivoren als inhaltlich sehr verschieden: Angehörige der Klassen 1 („Integrationsstypus“) und 4 („Selbstverwirklichungstypus“) haben mit Ausnahme der Präferenz für klassische Musik wenig gemeinsam. Gleiches gilt für die beiden Univoren, in denen eine Präferenz für das Spannungs- bzw. Trivial-

---

17 Die Musikpräferenzen gehen als Dummy-Variablen in die Analyse ein.

schema jeweils in Reinform zum Ausdruck kommt. Auffällig ist das Fehlen eines Typus, der allein auf das Hochkulturschema gerichtet ist und Schulzes Niveautypus entspräche. Wie von Peterson postuliert, gelingt es also eher, einen Omnivore als einen „Highbrow Snob“ zu identifizieren.

Tabelle 4: Präferenzkonfigurationen in der latenten Klassenanalyse

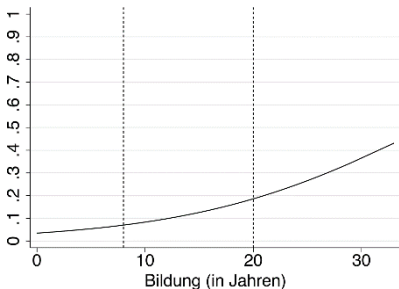
	Klasse 1	Klasse 2	Klasse 3	Klasse 4	Klasse 5	Klasse 6
Benennung nach Strategie III	Paucivore	Univore	Univore	Paucivore	Omnivore	Paucivore
Benennung nach Strategie IV	Integration	Harmonie	Spannungs-Unterhaltung	Selbstverwirklichung	Omnivore	Seichte Unterhaltung
Relative Klassengröße	13%	15%	25%	18%	10%	18%
Dt. Volksmusik	0,58	0,72	0,00	0,01	0,50	0,35
Int. Volksmusik	0,55	0,35	0,10	0,26	0,47	0,15
Dt. Schlager	0,55	0,78	0,01	0,00	0,84	0,94
Pop/Charts	0,16	0,17	0,75	0,62	0,92	0,97
Rock	0,08	0,03	0,71	0,82	0,85	0,74
Heavy Metal	0,01	0,00	0,26	0,24	0,25	0,16
Elektron. Musik	0,01	0,01	0,37	0,26	0,28	0,27
Hip Hop/Soul	0,06	0,02	0,49	0,47	0,46	0,36
Klassische Musik	0,96	0,19	0,13	0,98	0,98	0,20
Oper	0,73	0,02	0,01	0,47	0,63	0,00
Musical	0,82	0,29	0,29	0,53	0,85	0,47
Jazz	0,42	0,06	0,21	0,61	0,57	0,20

Datenbasis: ALLBUS 2014; n = 3 422. Entropie = 0,80; p(H0 = 5 Klassen)\*\*\*.

Um die Lage der sechs Typen in der sozialen Statushierarchie zu untersuchen, greifen wir erneut auf die Bildungsvariable zurück und kontrollieren nach Alter und Geschlecht. Geschätzt werden sechs binär-logistische Regressionen, in denen Dummy-Variablen der Zugehörigkeit zu einer der sechs latenten Klassen die abhängige Variable darstellen (1 = Zugehörigkeit zur Klasse x, 0 = Zugehörigkeit zu einer anderen Klasse). In den Abbildungen 2a–f wird die konditionale Wahrscheinlichkeit der Zugehörigkeit zu den sechs latenten Klassen nach Bildungsjahren visualisiert. Zwischen den gestrichelten vertikalen Linien befindet sich der Bereich der typischen Bildungsdauern im ALLBUS. Folgt man der *Mengendefinition* (Strategie III), so sind keine konsistenten Bildungseffekte identifizierbar: Die Bildung beeinflusst nicht signifikant die Zugehörigkeit zur omnivoren Klasse (5), für die Paucivoren finden sich positive (Klassen 1 und 4)

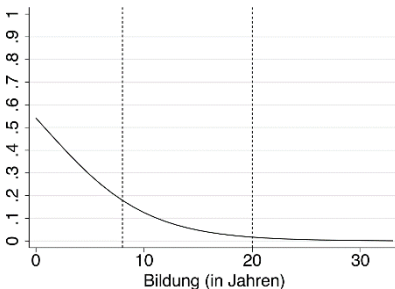
Abbildung 2a–f: Vorhergesagte Wahrscheinlichkeiten der Klassenzugehörigkeit nach Bildung

2a. Klasse 1 (Integration/Paucivore)



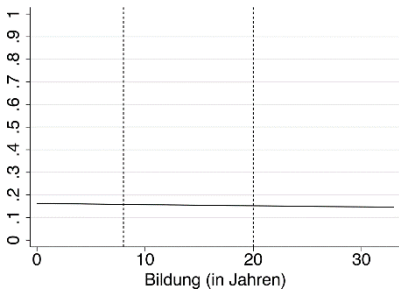
Bildungseffekt bivariat: insig.,  $R^2 = 0,00$ ;  
 Bildungseffekt m. Kontrollvariabl.: \*\*\*,  $\Delta R^2 = 0,01$ .

2b. Klasse 2 (Harmonie/Univore)



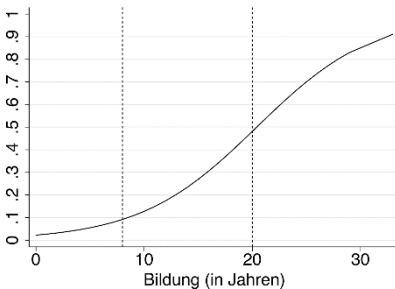
Bildungseffekt bivariat: \*\*\*,  $R^2 = 0,10$ ;  
 Bildungseffekt m. Kontrollvariabl.: \*\*\*,  $\Delta R^2 = 0,06$ .

2c. Klasse 3 (Unterhaltung/Univore)



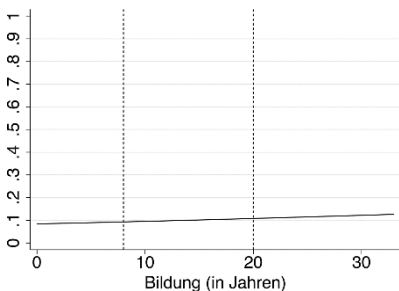
Bildungseffekt bivariat: \*\*\*,  $R^2 = 0,00$ ;  
 Bildungseffekt m. Kontrollvariabl.: insig.,  $\Delta R^2 = 0,00$ .

2d. Klasse 4 (Selbstverwirklichung/Paucivore)



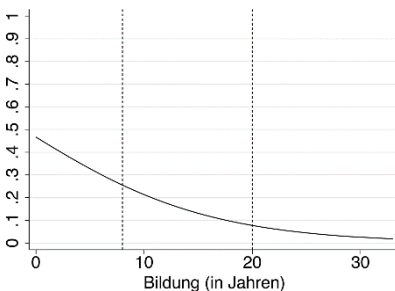
Bildungseffekt bivariat: \*\*\*,  $R^2 = 0,09$ ;  
 Bildungseffekt m. Kontrollvariabl.: \*\*\*,  $\Delta R^2 = 0,08$ .

2e. Klasse 5 (Omnivore/Omnivore)



Bildungseffekt bivariat: insig.,  $R^2 = 0,00$ ;  
 Bildungseffekt mit Kontrollvariablen: insig.;  
 $\Delta R^2 = 0,00$ .

2f. Klasse 6 (seichte Unterhaltung/Paucivore)



Bildungseffekt bivariat: \*\*\*,  $R^2 = 0,01$ ;  
 Bildungseffekt mit Kontrollvariablen: \*\*\*,  
 $\Delta R^2 = 0,02$ .

Datenbasis: ALLBUS 2014; n = 3 338. Dargestellt sind Schätzungen konditionaler Effekte der Bildung unter Kontrolle von Geschlecht und Alter in binär-logistischen Regressionen; Pseudo- $R^2$  nach McFadden; Signifikanzniveaus: \*\*\*  $p < 0,001$ ; \*\*  $p < 0,01$ ; \*  $p < 0,05$ .

wie negative (Klasse 6) Einflüsse und für die Univoren ein negativer (Klasse 2) und ein insignifikanter Effekt (Klasse 3). Demnach lassen sich keine eindeutigen Ergebnisse für die Hypothesen H1 und H2 berichten.

Richtet sich die Interpretation hingegen auf das *Grenzüberschreiten* ästhetischer Schemata nach Schulze (1995), so lassen sich die Bildungseffekte zum Teil sinnvoll interpretieren. Es zeigen sich positive Effekte für die Zugehörigkeit zu den Klassen, die hohe konditionale Wahrscheinlichkeiten für *Hochkulturgenres* aufweisen, welche entweder mit trivialen (Klasse 1) oder spannungsreichen Genres (Klasse 4) kombiniert werden. Für Klasse 1 ist der Erklärungsbeitrag der Bildung im bivariaten Modell allerdings sehr gering. Entgegen H1 gilt die positive Statusassoziation außerdem nicht für den Omnivoren (Klasse 5), welcher hochkulturelle Genres mit trivialen *und* spannungsreichen Genres kombiniert. Zwei Erklärungen kommen für diese Insignifikanz des Bildungseffekts in Frage. Zum einen ist es vorstellbar, dass diese Klasse ein methodisches Artefakt darstellt und auf Angaben von Befragten beruht, die wahllos Vorlieben für jedes Musikgenre angegeben haben. Zum anderen ist es denkbar, dass H1 nicht zutrifft und omnivorer Geschmack in seiner sozialen Basis sehr heterogen ist. Beiden Erklärungen scheinen die Befunde der summativen Operationalisierungen zu widersprechen, nach denen die Präferenzbreite bzw. -vielfalt mit hoher Bildung zunimmt. Eine genauere Dateninspektion zeigt aber, dass auch dort die Befragten mit *besonders* vielen Bildungsjahren keine sonderlich starke Omnivorizität aufweisen.<sup>18</sup> Dem Befund nichtlinearer Bildungseffekte, der in der Literatur bisher kaum thematisiert wurde, wäre anhand anderer Daten weiter nachzugehen. Inhaltlich plausibel ist es wiederum, dass sich negative Bildungseffekte für Klasse 2 und somit dort zeigen, wo ausschließlich *triviale* Musikgenres präferiert werden. Mit abnehmender Bildung wird es ferner wahrscheinlicher, Klasse 6 anzugehören, also einem Typus, der ebenfalls Präferenzen für seichte Unterhaltungsmusik wie Schlager und Charts-Pop äußert. Der Tendenz nach tritt aus diesen Befunden das bekannte Muster hervor, dass hochkulturelle Neigungen positiv bildungskorreliert sind, volkstümliche Vorlieben negativ (Bourdieu 1982; Schulze 1995). Der soziale Status organisiert offenbar die Highbrow-Lowbrow-Opposition nach wie vor stärker als die Polarität von Uni- und Omnivorizität.

Abschließend soll ein Grundproblem der Omnivoren-Forschung illustriert werden, welches das bei der Fragebogenkonstruktion bzw. Operationalisierung herangezogene Spektrum an Items betrifft. So ist die relativ hohe Anzahl latenter Klassen in unserem Beispiel nicht zuletzt auf die hohe Anzahl zugrundeliegender Genres zurückzuführen. Vergleicht man Ergebnisse anderer Studien, so

---

18 Wird in die Regressionen (Tabelle 3, Strategien Ia und Ib) ein quadrierter Term der Bildungsjahre eingefügt, verbessert sich die Schätzung signifikant. Die Beziehung zwischen Bildung und Omnivorizität ist also nicht linear, sondern kurvilinear.

zeigt sich, dass LCA mit vielen Musikgenres (z.B. Coulangeon 2015) *mehr* latente Klassen generieren als Studien, die nur eine kleine Auswahl an Genres berücksichtigen (z. B. Chan/Goldthorpe 2007a). Zur Illustration haben wir die LCA mit einer reduzierten Itemzahl durchgeführt und eine klar interpretierbare 4-Klassenlösung erzielt (Tabelle 5). Dabei tritt ein „echter“ Omnivore auf, dessen Angehörige mehrheitlich *alle* Genres mögen. Auch gibt es einen vermeintlich inaktiven, musikfernen Typus. Schließlich findet sich der in unserer vorigen Analyse nicht identifizierbare, hochkulturraffine Niveautypus. Diese auf den ersten Blick angenehm eindeutige Lösung täuscht darüber hinweg, dass die Erfassung des Musikgeschmacks im heute sehr ausdifferenzierten Musikmarkt nicht auf eine so kleine Anzahl an Kategorien beschränkt werden sollte. Da die Soziologie andererseits von der Einzigartigkeit jedes individuellen Musikgeschmacks abstrahieren muss, gilt es ein Kategorienspektrum zu spezifizieren, das typische Präferenzen weiter Teile der Bevölkerung auf mittlerem Differenzierungsniveau repräsentiert.

Tabelle 5: Präferenzkonfigurationen in der LCA (4-Klassenlösung mit reduzierter Itemzahl)

	Klasse 1	Klasse 2	Klasse 3	Klasse 4
Benennung nach Strategie III	Univore	Omnivore	Inaktiv	Univore
Benennung nach Strategie IV	Unterhaltung	Omnivore	Inaktiv	Niveau
Relative Klassengröße	34,8 %	30,6 %	21,8 %	17,7 %
Klassische Musik	0,12	1,00	0,15	0,95
Oper	0,02	0,51	0,01	0,70
Jazz	0,23	0,56	0,08	0,43
Pop/Charts	0,84	0,73	0,40	0,09
Rock	0,88	0,83	0,00	0,00

Datenbasis: ALLBUS 2014; n = 3 460. Entropie = 0,77; p(H0 = 3 Klassen)\*\*\*.

## 4 Zusammenfassung und Diskussion

Der Beitrag ist der Frage nachgegangen, ob verschiedene Operationalisierungen von Omnivorizität vor dem Hintergrund variierender theoretischer Zugänge zu abweichenden Ergebnissen führen. Zentraler Bezugspunkt waren die Hypothesen, dass Omnivorizität den Geschmack statushoher (H1) und Univivorizität denjenigen statusniedriger Personen (H2) kennzeichnet.

In den vier *summativen* Strategien ergibt sich fast durchgängig der hypothesengemäß erwartete positive Zusammenhang zwischen Bildung und Omnivori-

zität. Vorteile dieser Strategie sind die einfache Umsetzbarkeit, die leichte Replizierbarkeit und die zugrundeliegende metrische Skala, der zufolge manche Personen *omnivor* sind als andere (Lizardo 2014). Problematisch ist, dass durch die einfache Auszählung alle Genres gleich gewichtet werden. Eine Person, die Schlager und Volksmusik präferiert, hat denselben Status wie eine Person, die Schlager und Heavy Metal mag. Daher ist auf die Spezifikation eines ausgewogenen Genrespektrums zu achten, bei dem einzelne Genres nicht stärker in Subgenres aufgefächert werden als andere. Das Problem lässt sich weiter reduzieren, wenn Omnivorizität nicht mengenmäßig als *Präferenzbreite*, sondern grenzüberschreitend als *Präferenzvielfalt* verstanden wird. Welche Grenzen unterschieden und welche Genres zusammengefasst werden, lässt sich induktiv anhand von Korrelationsmustern entscheiden oder anhand ästhetischer bzw. historischer Kriterien herleiten. Unsere Analysen zeigen, dass der Mehrwert einer Reduktion der Genres auf drei alltagsästhetische Schemata geringer ist als eine historisch-ästhetisch begründete Zusammenfassung, die mit einer verbesserten Erklärungskraft der Bildung und einer klareren Hypothesenbestätigung verbunden ist. Noch stärker ist der Bildungseinfluss, wenn man Omnivorizität mit Bryson (1996) *ex negativo* über das Ausmaß symbolischer Exklusion bestimmt.

Die *konfigurativen* Strategien bieten die inhaltliche Transparenz, die den summativen fehlt. Hier ist klar ersichtlich, welche Genres in einzelnen Typen präferiert werden. Je nach Interpretationslogik können die Schlussfolgerungen jedoch variieren. Wie unser Beispiel zeigt, wird der Informationsgehalt der empirischen Analysen stärker ausgeschöpft, wenn die Typen auf ihre Grenzüberschreitungen hin interpretiert werden. Dabei hat sich herausgestellt, dass eher die Paucivoren, nicht aber der Omnivore positiv mit Bildung assoziiert sind und dass demnach die angenommene Linearität des Zusammenhangs zwischen sozialem Status und Omnivorizität künftig stärker zu prüfen ist. Der Bezug zu Schulzes alltagsästhetischen Schemata verdeutlicht, dass sich Paucivorizität häufig durch die Kombination hochkultureller Vorlieben mit Genres des Spannungs- oder des Trivialschemas ergibt. Bemerkenswert ist auch, dass sich kein Typus eines reinen Hochkultur-Snobs findet, wenn der LCA ein differenziertes Genrespektrum zugrunde liegt.

Nach unseren Befunden musikbasierter, summativer Messungen lässt sich für die Omnivore-Univore-These in Deutschland eine ähnliche Gültigkeit beanspruchen, wie sie in anderen westlichen Ländern belegt wurde. Wir kommen auf Basis des ALLBUS 2014 nicht zu der skeptischen Einschätzung von Neuhoff (2001) und z. T. Rössel (2006), die mit selektiven Stichproben arbeiteten. Allerdings ist Skepsis an der weitreichenden These angebracht, dass die Geschmacksbildung einer fundamentalen Transformation unterliegt. Zum einen folgt Omni-, Pauci- bzw. Univorizität der sozialen Statushierarchie statistisch nicht allzu stark. Zum anderen scheint die bildungsbasierte Opposition eines hochkultu-

rellen „Reflexionsgeschmacks“ und eines trivialen „Sinnengeschmacks“ (Gebesmair 2004) nach wie vor intakt zu sein. Um dies besser beurteilen zu können, wäre mehr historische Forschung nötig (vgl. Jæger/Katz-Gerro 2010).

Unter Zugrundelegung des strukturell-individualistischen Theorieprogramms ergeben sich aus unserer Darstellung mehrere Empfehlungen für die künftige Forschung. Erstens müsste besser begründet werden, ob Omnivorizität auf der Individualebene im Sinne von Präferenzen, Ablehnungen, Praktiken oder Wissensinhalten zu konzipieren ist. Dies hängt davon ab, welchem übergeordneten Erkenntnisinteresse eine Untersuchung folgt. Ist die subjektive Identitätsbildung von Interesse, scheint die Heranziehung von Präferenzen oder Ablehnungen naheliegender. Geht es um Omnivorizität als Interaktionsressource, ist der Fokus auf Praktiken oder Wissensinhalte plausibler. Da Omnivorizität als ein Bündel von Präferenzen (bzw. Ablehnungen, Praktiken oder Wissensinhalten) anzusehen ist, müsste zweitens der Prozess der individuellen Formierung von Präferenzen gründlicher untersucht werden. Nach dem aktuellen Forschungsstand ist die von Peterson unterstellte Statusmotivation (H5) als Erklärung vermutlich nicht ausreichend. Zusätzlich wäre zu berücksichtigen, dass der Geschmack Sozialisationsprozessen unterliegt, nur im Rahmen begrenzter kognitiver Kapazitäten wandelbar ist und somit biografische Trägheiten aufweist (vgl. Otte 2008, 2012). Drittens müsste spezifiziert werden, welche Kontextbedingungen auf der Makroebene die Geschmacksbildung früher und heute beeinflussen haben. Erst in diesem Theorierahmen ließe sich erklären, ob bzw. warum sich – wie von Peterson angenommen (H3 und H4) – innerhalb statushoher Gruppen ein Geschmackswandel zum Omnivore vollzog, aber innerhalb statusniedriger Gruppen die Tendenz zur Univorizität vorgeblich stabil blieb.

In methodischer Hinsicht sollten sich künftige Studien eingehend der Spezifikation eines ausgewogenen Genrespektrums widmen (besonders bei Mengendefinitionen) oder Omnivorizität im Sinne von Grenzüberschreitungen konzipieren. Dazu bedarf es Vorklärungen, welches überhaupt maßgebliche kulturelle Grenzen sind, die es zu überwinden gilt. Hier liegt ein wichtiger Ansatzpunkt für kulturhistorische Forschung (vgl. Ennis 1992; Lena/Peterson 2008). Genauso wäre zu klären, nach welchen Regularitäten Distinktionsprozesse *innerhalb* von – „populären“ – Genres ablaufen, etwa in der elektronischen Musik. Eine distinktive Anspruchshaltung muss nicht zwangsläufig in der Rezeption der klassischen Künste zum Ausdruck kommen, sondern kann eine ästhetische Disposition sein, die auf beliebige Zeichen anwendbar ist (Berli 2014; Lizardo/Skiles 2015). Nicht zuletzt an dieser Frage entscheidet sich, ob die Omnivore-Univore-These mit Bourdieus klassenbasierter Distinktionsannahme vereinbar ist oder nicht (Atkinson 2011). In den letztgenannten Punkten könnte die quantitative Forschung von qualitativen Vorarbeiten profitieren. Dazu müssten qualitative Studien jedoch stärker Forschungsdesigns entwerfen, die in den skizzierten Theorierahmen eingepasst sind. Ansätze dieser Art findet man in

der Mixed-Methods-Forschung. Dort ließ sich zeigen, dass Personen mit ähnlich hohen Ausprägungen auf einem Summenindex der Omnivorizität Kultur zum Teil sehr unterschiedlich rezipieren: Ihre Motivation reicht von humanistischer Offenheit über professionelles Kulturinteresse und soziale Teilhabebedürfnisse bis zur Symbolisierung kultureller Dissidenz (Warde/Wright/Gayo-Cal 2007; Ollivier 2008). Die quantitative Forschung könnte derartige Befunde in Messinstrumente übersetzen und diese in Primärdatenerhebungen für Hypothesentests nutzen, die belastbarer sind als die sekundärdatenbasierte Forschung der Gegenwart.

## Literatur

- Atkinson, Will (2011): The Context and Genesis of Musical Tastes: Omnivorousness debunked, Bourdieu buttressed. In: *Poetics* 39, H. 3, S. 169–186.
- Bellavance, Guy (2008): Where's high? Who's low? What's new? Classification and Stratification inside Cultural „Repertoires“. In: *Poetics* 36, H. 2-3, S. 189–216.
- Berghman, Michaël/van Eijck, Koen (2009): Visual Arts Appreciation Patterns: Crossing Horizontal and Vertical Boundaries within the Cultural Hierarchy. In: *Poetics* 37, H. 4, S. 348–365.
- Berli, Oliver (2014): *Grenzenlos guter Geschmack. Die feinen Unterschiede des Musikhörens*. Bielefeld: Transcript.
- Bourdieu, Pierre (1982): *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Braun, Norman (2008): Theorie in der Soziologie. In: *Soziale Welt* 59, H. 4, S. 373–395.
- Bryson, Bethany (1996): „Anything But Heavy Metal“: Symbolic Exclusion and Musical Dislikes. In: *American Sociological Review* 61, H. 5, S. 884–899.
- Chan, Tak Wing/Goldthorpe, John H. (2007a): Social Stratification and Cultural Consumption: Music in England. In: *European Sociological Review* 23, H. 1, S. 1–19.
- Chan, Tak Wing/Goldthorpe, John H. (2007b): Social Stratification and Cultural Consumption: The Visual Arts in England. In: *Poetics* 35, H. 2-3, S. 168–190.
- Cheng, Tsung-Chi/Wen, Wei-Jen (2011): Determinants of Performing Arts Attendance in Taiwan: A Multivariate Probit Analysis. In: *Applied Economics Letters* 18, H. 15, S. 1437–1442.
- Coulangeon, Philippe (2013): Changing Policies, challenging Theories and persisting Inequalities: Social Disparities in Cultural Participation in France from 1981 to 2008. In: *Poetics* 41, H. 2, S. 177–209.
- Coulangeon, Philippe (2015): Social Mobility and Musical Tastes: A reappraisal of the Social Meaning of Taste Eclecticism. In: *Poetics* 51, S. 54–68.
- Coulangeon, Philippe/Lemel, Yannick (2010): Bourdieus Legacy and the Class-Status Debate on Cultural Consumption: Musical Consumption in Contemporary France. In: Chan, T. W. (Hrsg.): *Social Status and Cultural Consumption*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 84–108.
- Duschinger, Kathrin (2006): *Kulturelle Geschmacksbreite als neues Distinktionsmerkmal? Eine empirische Überprüfung der Omnivores-These mit bundesdeutschen Daten der 1990er Jahre*. Leipzig: Universität Leipzig (Magisterarbeit).



- Eicher, Debora/Kunifßen, Katharina (2018): Bizet, Bach und Beyoncé. Hochkulturelle Musik in grenzüberschreitenden Geschmackskombinationen. In: Reuband, Karl-Heinz (Hrsg.): *Oper, Publikum und Gesellschaft*. Wiesbaden: VS.
- Elchardus, Mark/Siongers, Jessy (2007): Ethnocentrism, Taste and Symbolic Boundaries. In: *Poetics* 35, H. 4-5, S. 215–238.
- Emmison, Michael (2003): Social Class and Cultural Mobility: Reconfiguring the Cultural Omnivore Thesis. In: *Journal of Sociology* 39, H. 3, S. 211–230.
- Ennis, Philip H. (1992): *The Seventh Stream. The Emergence of Rocknroll in American Popular Music*. Hanover: Wesleyan University Press.
- Erickson, Bonnie H. (1996): Culture, Class, and Connections. In: *American Journal of Sociology* 102, H. 1, S. 217–251.
- Favaro, Donata/Frateschi, Carlofilippo (2007): A discrete Choice Model of Consumption of Cultural Goods: The Case of Music. In: *Journal of Cultural Economics* 31, H. 3, S. 205–234.
- Friedman, Sam/Kuipers, Giselinde (2013): The Divisive Power of Humour: Comedy, Taste and Symbolic Boundaries. In: *Cultural Sociology* 7, H. 2, S. 179–195.
- Gans, Herbert J. (1974): *Popular Culture and High Culture. An Analysis and Evaluation of Taste*. New York: Basic Books.
- García Álvarez, Ercilia/Katz-Gerro, Tally/López Sintas, Jordi (2007): Deconstructing Cultural Omnivorousness 1982–2002: Heterology in Americans' Musical Preferences. In: *Social Forces* 86, H. 2, S. 417–443.
- Gebesmair, Andreas (2004): Renditen der Grenzüberschreitung. Zur Relevanz der Bourdieuschen Kapitaltheorie für die Analyse sozialer Ungleichheiten. In: *Soziale Welt* 55, H. 2, S. 181–203.
- GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften (2015): *Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften. ALLBUS 2014*. Köln: GESIS Datenarchiv (ZA5240 Datenfile Version 2.1.0).
- Goldberg, Amir (2011): Mapping Shared Understandings Using Relational Class Analysis: The Case of the Cultural Omnivore Reexamined. In: *American Journal of Sociology* 116, H. 5, S. 1397–1436.
- Greshoff, Rainer (2009): Strukturtheoretischer Individualismus. In: Kneer, Georg/Schroer, Markus (Hrsg.): *Handbuch Soziologische Theorien*. Wiesbaden: Springer VS, S. 445–467.
- Hartmann, Peter H. (1999): *Lebensstilforschung. Darstellung, Kritik und Weiterentwicklung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Jæger, Mads M./Katz-Gerro, Tally (2010): The Rise of the Eclectic Cultural Consumer in Denmark, 1964–2004. In: *Sociological Quarterly* 51, H. 3, S. 460–483.
- Järvinen, Margaretha/Ellergaard, Christoph H./Larsen, Anton G. (2014): Drinking successfully: Alcohol Consumption, Taste and Social Status. In: *Journal of Consumer Culture* 14, H. 3, S. 384–405.
- Johnston, Josée/Baumann, Shyon (2007): Democracy versus Distinction: A Study of Omnivorousness in Gourmet Food Writing. In: *American Journal of Sociology* 113, H. 1, S. 165–204.
- Lena, Jennifer C./Peterson, Richard A. (2008): Classification as Culture: Types and Trajectories of Music Genres. In: *American Sociological Review* 73, H. 5, S. 697–718.
- Lewis, Kevin/Kaufman, Jason/Gonzalez, Marco/Wimmer, Andreas/Christakis, Nicholas (2008): Tastes, Ties, and Time: A New Social Network Dataset using Facebook.com. In: *Social Networks* 30, H. 4, S. 330–342.
- Lizardo, Omar (2014): Omnivorousness as the Bridging of Cultural Holes: A Measurement Strategy. In: *Theory and Society* 43, H. 3-4, S. 395–419.

- Lizardo, Omar/Skiles, Sara (2015): After Omnivorousness: Is Bourdieu Still Relevant? In: Hanquinet, Laurie/Savage, Mike (Hrsg.): *Routledge International Handbook of the Sociology of Arts and Culture*. London: Routledge, S. 90–103.
- Moebius, Stephan (2010): *Kultur. 2., überarbeitete Auflage*. Bielefeld: Transcript.
- Neuhoff, Hans (2001): Wandlungsprozesse elitärer und populärer Geschmackskultur? Die „Allesfresser-Hypothese“ im Ländervergleich USA/Deutschland. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 53, H. 4, S. 751–772.
- Ollivier, Michèle (2008): Modes of Openness to Cultural Diversity: Humanist, Populist, Practical, and Indifferent. In: *Poetics* 36, H. 2-3, S. 120–147.
- Opp, Karl-Dieter (2009): Das individualistische Erklärungsprogramm in der Soziologie. Entwicklung, Stand und Probleme. In: *Zeitschrift für Soziologie* 38, H. 1, S. 26–47.
- Otte, Gunnar (2004): *Sozialstrukturanalysen mit Lebensstilen. Eine Studie zur theoretischen und methodischen Neuorientierung der Lebensstilforschung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Otte, Gunnar (2008): *Lebensstil und Musikgeschmack*. In: Gensch, Gerhard/Stöckler, Eva Maria/Tschmuck, Peter (Hrsg.): *Musikrezeption, Musikdistribution und Musikproduktion. Der Wandel des Wertschöpfungsnetzwerks in der Musikwirtschaft*. Wiesbaden: Gabler Verlag, S. 25–56.
- Otte, Gunnar (2012): Programmatik und Bestandsaufnahme einer empirisch-analytischen Kunstsoziologie. In: *Sociologia Internationalis* 50, H. 1-2, S. 115–143.
- Otte, Gunnar (2016): Richard A. Peterson (1932–2010) und Paul J. DiMaggio (\*1951). Organisationale Kulturproduktion und kultureller Statuskonsum. In: Steuerwald, Christian (Hrsg.): *Klassiker der Soziologie der Künste. Prominente und bedeutende Ansätze*. Wiesbaden: Springer VS, S. 799–829.
- Peterson, Richard A. (1992): Understanding Audience Segmentation: From Elite and Mass to Omnivore and Univore. In: *Poetics* 21, H. 4, S. 243–258.
- Peterson, Richard A. (2005): Problems in Comparative Research: The Example of Omnivorousness. In: *Poetics* 33, H. 5-6, S. 257–282.
- Peterson, Richard A./Kern, Roger M. (1996): Changing Highbrow Taste: From Snob to Omnivore. In: *American Sociological Review* 61, H. 5, S. 900–907.
- Peterson, Richard A./Rossman, Gabriel (2007): Changing Arts Audiences. Capitalizing on Omnivorousness. In: Ivey, Bill/Tepper, Steven J. (Hrsg.): *Engaging Art. The next great Transformation of America's Cultural Life*. New York: Routledge, S. 422–478.
- Peterson, Richard A./Simkus, Albert (1992): How Musical Tastes Mark Occupational Status Groups. In: Lamont, Michèle/Fournier, Marcel (Hrsg.): *Cultivating Differences. Symbolic Boundaries and the Making of Inequality*. Chicago: University of Chicago Press, S. 152–186.
- Purhonen, Semi/Gronow, Jukka/Rahkonen, Keijo (2010): Nordic Democracy of Taste? Cultural Omnivorousness in Musical and Literary Taste Preferences in Finland. In: *Poetics* 38, H. 3, S. 266–298.
- Relish, Michael (1997): It's not all Education: Network Measures as Sources of Cultural Competency. In: *Poetics* 25, H. 2-3, S. 121–139.
- Robette, Nicolas/Roueff, Olivier (2014): An Eclectic Eclecticism: Methodological and Theoretical Issues about the Quantification of Cultural Omnivorism. In: *Poetics* 47, S. 23–40.
- Rössel, Jörg (2006): Allesfresser im Kinosaal? Distinktion durch kulturelle Vielfalt in Deutschland. In: *Soziale Welt* 57, H. 3, S. 259–272.
- Rossmann, Gabriel/Peterson, Richard A. (2015): The Instability of Omnivorous Cultural Taste over Time. In: *Poetics* 52, S. 139–153.
- Savage, Mike/Gayo, Modesto (2011): Unravelling the Omnivore: A Field Analysis of Contemporary Musical Taste in the United Kingdom. In: *Poetics* 39, H. 5, S. 337–357.

- Schulze, Gerhard (1995): *Die Erlebnis-Gesellschaft: Kulturosoziologie der Gegenwart*. Frankfurt a. M.: Campus.
- van Eijck, Koen (2001): Social Differentiation in Musical Taste Patterns. In: *Social Forces* 79, H. 3, S. 1163–1184.
- Warde, Alan/Martens, Lydia/Olsen, Wendy (1999): Consumption and the Problem of Variety: Cultural Omnivorousness, Social Distinction and Dining out. In: *Sociology* 33, H. 1, S. 105–127.
- Warde, Alan/Wright, David/Gayo-Cal, Modesto (2007): Understanding Cultural Omnivorousness: Or, the Myth of the Cultural Omnivore. In: *Cultural Sociology* 1, H. 2, S. 143–164.